

Mitteil.

Stille von Franz Fargio (Paris).

Als Lea aus dem Restaurant getreten war, blieb sie einen Augenblick stehen und sah den breiten Boulevard St. Michel hinauf. Es war bitter kalt, ein heftiger Wind wirbelte die letzten dürren Blätter der Straßendäume auf dem Pflaster umher, während ein seiner Regenschauer das Trottoir nachlässig und schlüpfriig machte.

Von der Sorbonnestraße schlug es ein Uhr. Eine halbe Stunde hatte sie noch frei. Wenn sie dann den Annubis abwartete, konnte sie um zwei Uhr in der Rue Grenelle sein, um dort im Institut ihre drei deutschen Stunden abzuhäufeln. Den Rückweg wollte sie zu Fuß machen; auch kam sie dann zu dem Abendkurs in der Sorbonne gerade zurecht.

Sie schlug den Stragen des Palastes hoch, klemmte die schwarze Wäckermappe fester unter den Arm und wandte sich dem Luxemburggarten zu. Aus den zahlreichen Speisehäusern der Seitengässchen schwaärmten die Studenten aus in lärmenden Gruppen, und ihr Lachen und Plaudern spannte sich längs des Boulevards dahin. Unwillkürlich verfiel Lea aus dem langsamen Schlenkern in ein flottes Marschtempo.

Mehrbaupt, wenn sie sich recht gefand, dieß Mittagpause war etwas, worauf sie sich jeden Tag freute. Vor einem Jahr hätte sie jeden ausgelacht, der ihr dies gesagt hätte. Hier, von allen Seiten so viel strahlende Schönheit, so viel Pracht und Luxus auf sie einbrangen, wo ein bloßer Spaziergang sie mit tausend Eindringen überhäuete, wo Wägen und Karren sich so schnell bewegten, wo die Luft so viel frischer war, hier sollte ihr das Leben zum Wohlgefallen werden! Und doch war es so. Im Anfang freilich, als sie in der neuen Fremdenpension einlogiert war und mit einigen Landsmännern alles Schöne und Gute besaß, glaubte sie sich im liebsten Himmel. Doch dann, als ihre Vorkenntnisse ihr Reize gaben und noch immer kein Verdienst gefunden war, wie schnell waren da alle Illusionen verfliegen! Wie hätte sie es ausgelebt, dieses Bettelein um eine elend bezahlte Lektion, die vergesslichen Anfragen in Privatstunden und Kursen! Sie hatte die Pension verlassen und war in eine Manarbe gezogen, in ein kümmerliches Logis, wo das Bett unter der Dachziegel hand, wo das Licht mit dem Kopf an die Wand schlug, wenn sie sich unerschrocken auflegte, während bei Regenwetter das Wasser durch die Fensterrinne auf die Bettende tropfte. Doch dafür kostete es monatlich nur zwanzig Franc, und als sie für ein Vierteljahr bezahlte hatte, besah sie sich noch so viel, um einige Wochen bescheiden leben zu können. Unwillkürlich hatte sie dann doch endlich die Stelle in dem Institut erhalten, und die achtzig Franc Honorar reichten hin, ihr ein Weiterstudium zu ermöglichen.

Freilich mußte sie sich dabei auf's Äußerste einschränken. Für die Kost blieben ihr monatlich kaum vierzig Franc. Dafür kaufte sie in der Restauration dreißig Speisemarken, während sie sich Abends mit Brot und Tee begnügte. Doch litt sie dank dem reichlichen Mittagessen keinen Hunger. Und es war so warm und bequemer in dem hellen Speisesaal, den die Spiegelwände in's Unendliche vergrößerten. Die kleinen Tische blendend weiß geputzt; man bekam nach Wahl zwei Gänge serviert nebst Suppe und Dessert, und dazu noch neben jedem Couvert ein Weizenbrot von Armlänge, von dem man nach Belieben nehmen konnte. Und was ungeachtet seine, taktvolle Benehmen der Gäste; trotzdem einige hundert Personen den Raum füllten, war nur ein hallvolles Plaudern hörbar, und Lea konnte sich ungenirt zwischen den Studenten einen Platz suchen, ohne von einem zudringlichen oder neugierigen Blick belästigt zu werden.

Wahrscheinlich, sie hatte keine Ursache, sich aufzuheben zu verlassen! Und wenn sie erst einmal das Examen bestanden hätte, dann würden auch für sie bessere Tage kommen.

Mit einem frohen Mutmaßungen überschritt sie die Straße und trat in den großen Garten. Um diese Zeit war er freilich sehr belebt. Unter den Bäumen tummelten sich die Knaben einer benachbarten Schule, von einem jungen Vater beaufsichtigt, der an dem Hofspiel teilnahm, und Lea mußte lachen, da er in seiner langen Kutie mit der lustigen Schaar um die Wette lief. Daneben war eine Gruppe älterer Herren mit Polo beschäftigt; ein langer Zug gleichgekleideter Weizenmägen wurde von einigen Herren spazieren geführt, und von der anderen Seite schollten die Rufe der Tennispieler herüber.

Langsam ging Lea auf eine weiche Marmorplatte zu, die George Sand darstellte in Mächtigkeits, an eine Bankbank leicht angelehnt. Das Kunstwerk übte auf sie eine seltsame Anziehung. Hier hatte sie im Sommer alle Romane der großen Schriftstellerin gelesen, angeregt durch einen Kursus im College de France, der sich mit der Sand und ihren Zeitge-

nosser beschäftigte. All die vielen Gestalten verweben sich ihr zu einem reizvollen Bild, und wenn sie die Karten halb schloß, schien ihr der Garten zu verfliegen, und leise tauchten die Personen dieses geistreichen Salons auf — die schlanke Schöne da vor ihr, sie lebt, ihr leichtes Christenlächeln vertieft sich, heiter winkt sie den Freunden entgegen. Alexander Dumass hümt an, toll, lärmend, Hoffmeister marmelt seine bitteren Sarkasmen. Muffet kommt mit Samarine, Biszigt stellt sich zu Chopin.

Doch heute fand sie ihren Platz besetzt. Ein junger Mensch hatte sich vor dem Denkmal niedergelassen und pinselfe eifrig an einem kleinen Bild, das er auf den Knien liegen hatte. Lea verstand genug von Aquarellen, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß die Arbeit vorzüglich war. Die melancholische Vorwintertimmung, das faule Laub auf dem verbleichenden Rasen, die wechselläufigen Reflexe zwischen den Baumstämmen — das alles gab eine wirkungsvolle Staffage für die lichtumflorte Statue, die sich im Vordergrund des Bildes erhob.

„Wie schön!“ sagte sie halblaut auf deutsch. Der Künstler hatte sie nicht verstanden. Er änderete noch einige Kleinigkeiten, dann stellte er das Aquarell vor sich hin und betrachtete es prüfend, während er dabei ein Stück Brot aus der Tasche zog und hastig zu fressen begann.

Unwillkürlich sah ihn Lea genauer an. Er schien jung, kaum zwanzigjährig, und glück in seinem Aussehen jenen Bohemiens, die man im Quartier Latin so häufig antrifft. Trotz der Rote trug er nur einen abgewaschenen, gelbbraunen Plüschanzug, und um den Hals hatte er ein schwarzes Tuch gewunden, das den Hals trug. Sein Gesicht war das typische des Franzosen, scharf geschnitten, schmal und bleich; er trug einen Knebelbart, und sein schwarzes, dichtes Haar wuch unter einem dreitragigen Hut hervor.

Was Lea am meisten rührte, war die schwärmerische Verfallenheit, in der er vor seinem Werk verbarste. Er hatte sich erhoben, war einige Schritte zurückgegangen, immer das Bild betrachtend, wobei sein Gesicht im Widerschein einer unterdrückten inbrünstigen Seligkeit erstarrte. Lea hatte das Gefühl, als sei sie Zeugin in der Künster alle Mühsal, alle Kümmerlichkeit vergessen läßt. Sie ähnte an der unbewußten Häßlichkeit, mit der der junge Mensch das Brot hinabschluckte, daß der Hunger wohl sein täglicher Gefährte sein mochte. Nun aber sah er sein Werk vor sich, klein allerdings, ein winziger Bruchteil nur von dem, wozu er die Kraft in sich fühlte. Aber es war völlig sein eigen, und ein Beweis für sein Talent, für sein Recht, nach einem andern Ziel zu streben, als all die geschäftlichen Menschen ringsum, unbefürchtet darum, daß für ihn von dem Lebenslauf nur längliche Wiesen abfielen.

Von der Straße scholl das Glockensignal der Tramway herüber und mahnte Lea an ihre Pflicht. Zögernd ging sie dem Ausgang zu. An dem Gitterthor wandte sie sich noch einmal und blickte zurück. Er stand noch immer reglos, und von dem kalten Grau des Tags hob sich seine Gestalt wie eine schmale Silhouette ab.

Am nächsten Morgen hatte das Wetter umgeschlagen, und als Lea aus dem Haus ihr trat, atmete sie mit Entzücken eine fast frischlingshaft weiche Luft. Die Straße schimmerte weiß, wie blankgelegt, und ihr heiteres Leben, der Gesang der Hänchen, die Schritte der Zeitungverkäufer, der Wortschwall der Kamelots — das alles klang an ihr Ohr wie ein ihr eigens dargebrachtes Geburtstagsständchen. Das Pantchen hob seine maffige Kuppel in die klaren Lüfte, und über dem Gemirr der so vielgestaltigen Dächer mit ihren unzähligen Fenstern, Manjardenerkern und Luken breitete sich ein feiner, sonnendehrender Rauchschleier aus, der sich nur an den äußersten Rändern zu einem dünnen Gitter baufte.

Sie las die Briefe, die ihr der Concierge überreicht hatte. Es waren nicht viele, die sich ihrer erinnerten hatten. Zwei Bruder, eine Jugendfreundin, zwei Mädchen, deren Gouvernante sie zuletzt gewesen, und ihr Vormund. Aber sie weckte die melancholische Stimmung, die sie überkommen wollte, rasch ab. Heute war sie vierundzwanzig Jahre — da lag ja die Zukunft noch vor ihr, und was sie an Glück und Freude erwartete, konnte ihr das Leben noch bringen.

Leidenschaftlich schritt sie dahin. Zuerst wollte sie auf eine Stunde in den Louvre zur Mona Lisa. Das sollte heute ihre Feiertagsstunde werden. Möglichst blieb sie stehen. War das nicht — wahrhaftig, da ging der Maler aus dem Luxemburggarten. Er war vor ihr aus einem Laden getreten, mit niedergebückten Augen, ein verbes Rädchen um den Mund, unter dem Arm trug er einen sorgfältig in Papier gehüllten Gegenstand.

Sie ging langsam hinter ihm her. Er sah unglücklich die Aufschreien der einzelnen Geschäfte an, dann trat

er abermals in einen Laden, der mit Antiquitäten und Bildern angefüllt war. Lea stellte sich vor die Auslage und schied in das Innere. Der Maler war bei der Thür stehen geblieben und sprach in bester Haltung zu einem Herrn hin, der in einem Lehnstuhl saß. Dabei schlug er die Papierhülle zurück und brachte ein Bild zum Vorschein. Ein schmerzender Stich durchfuhr sie. Sie erkannte das Aquarell, ihre Statue!

Der Herr im Lehnstuhl betrachtete über die Brille hinweg den Besucher mit verdrießlicher Miene. Er machte eine wegwerfende Kopfbewegung, dann streckte er die Hand nachlässig nach dem Bild aus. Lea empfand das Bemühen der Situation, als wenn sie selbst vor dem Kunsthändler stünde. Sie war feuerrot geworden und folgte mit Herzklopfen dem Vorgang.

Das Bild schien ihm zu gefallen. Er betrachtete es längere Zeit, dann sagte er etwas, worauf der Maler nur mit einem Kopfschütteln antwortete. Er nahm, nachdem er eine Weile gewartet hatte, das Bild wieder an sich und wandte sich in einer Verbeugung zur Thür.

Der Kunsthändler war ihm nachgegangen. „Zwei Franc, wenn es Ihnen beliebt!“ hörte es Lea herausschallen. Welche Schmach! Sie hätte den Menschen ohnehin mögen. Wahrscheinlich, es gab viel Herzlosigkeit auf der Welt!

Und ohne Besinnen, wie von einem fremden Willen getrieben, folgte sie dem jungen Menschen immerzu. Das war ein trauriges Wandern. Man kam dem vermeintlichen Kunden lächelnd entgegen, um sich dann frostig, brüsk abzuwenden. Manche fertigten ihn gleich bei der Thür ab, ohne erst das Bild anzusehen, andere betrachteten es umständlich, mit ironischen Röcheln. Jedemal, wenn er auf die Straße hinaus trat, war in seinem Blick eine Hoffnungslosigkeit, eine Verzweiflung, daß Lea im Inneren erbeute. Und unermüdet, wie unter dem Einfluß dieses Passionsweges, den sie im Geiste miterlebte, schienen ihr die Gassen ein anderes Aussehen zu gewinnen, wurden trüb und trübe, geheimen Lebens voll. Dies war nicht jenes Paris, das am Abend, wenn es sich in der blendenden Fluth seiner unzähligen Lichter widerspiegelt, so verführerisch und hochachtungsvoll freuden lädelt. Als wären die Masken des Alltags verschwunden, glaubte sie in den Mienen der Begehenden nur Haß und Neid zu lesen oder die fieberige Gier nach Glück und Geld, nach Liebe. Sie alle, die an ihr vorbeizog, trugen es zur Schau: die graziösen Mädelchen, die mit totem Lächeln nach einem reichen Andern anstellten, nicht minder wie die alternden Bedienten, deren weisse Hüte unter der Schminke wie harte Karven erschienen. Flaneure schlenkerten gelangweilt dahin, und in eleganten Karossen schwebten die Modedamen vorüber, das armselige Geheiß angefüllt mit Träumen von Koketten und Schmutz. Und unter diesen Drohnen tauchten die Arbeitsamen auf, dem Beruf, dem Gewinn nachstrebend, mit gekenteten Stinzen, stumpf und gleichgültig, ohne einen Blick für ihre Umgebung.

Die Gasse war zu Ende. Sie befand sich nun am Senelet. Gegenüber ragte die Fassade des Louvre auf, und der Strom wälzte seine grauen Wellen trägt dahin. In einem glänzenden Laden, dessen große Spiegelscheiben das stehende Leben am Pont des Arts widerspiegeln, wogte der Maler einen letzten Versuch. Doch bevor noch Lea bei der Thür vorüber war, kam er schon wieder heraus, so daß sie fast aneinanderberiefen.

„Bardon“, murmelte er heiser. Sie mußte nicht, wo sie plötzlich den Muth hergenommen hatte, ihn anzureden. Er verstand sie anfänglich nicht. In ihrer Erregung hatte sie nicht sofort den richtigen französischen Ausdruck gefunden.

„Mademoiselle?“ — „Bitte zu verzeihen — ich glaube, Sie wollen da ein Aquarell verkaufen — ich hätte so gern ein Andenken an Paris — aber ich fürchte, ich habe nicht genug Geld bei mir — zwanzig Franc?“ — „Sie hielt ihm mit zitternden Fingern das Goldstück hin, das für die Pelzboa bestimmt gewesen.“

Er sah wie gebannt auf die Münze, während ein Hoffnungsglänzen seine Hüfte verklärte. „O Mademoiselle!“, sagte er leise, „zwanzig Franc — ich glaube verzeihen zu dürfen, daß die Arbeit so viel werth ist — wenn ich auch nicht mehr glaube, sie zu diesem Preis anzubringen.“

Und er reichte ihr das Bild, während sich seine Hand trampfhaft am das Goldstück schloß. Sie konnte nicht antworten. Möglich waren ihr die Thränen in die Augen geschossen und fielen auf das Bild nieder. Sie wollte lächeln, sich entschuldigen, aber übermächtig drach ein Schuldgen aus ihrer Brust, so wild und schmerzhaft, daß sie sich bebend zur Mauer lehnen mußte. Er war bestürzt nähergetreten.

„Ich bitte Sie — seht Ihnen etwas?“ — „Verzeihung — ich bin so nervös — Sie sagt sich mühsam. Und da er nicht antwortete, bildete sie durch Absträmen schüchtern zu ihm auf. Er starrte sie an, eine brennende Röthe im Gesicht. Im Blick seiner dunklen Augen war eine tiefe Scham. „Ein Almosen nur“, sagte er leise. „Er brühte ihr die Münze mit Gewalt in die Hand und nahm sein Bild zurück.“

Langsam wandte er sich zum Gehen. Aber dann sah er ihr entsetztes Gesicht, die zitternden Lippen. Er trat hart an sie heran. „Sie sind gut“, flüsterle er. „Tausendmal Dank!“ — Sie fühlte seinen heißen Mund auf ihrer Hand.

Als sie aufblicken konnte, bog er eben in die Gasse ein. Sie hielt sein Bild in Händen. Sie wollte ihm nachsehen, ihm das Geld aufbringen, ihm erklären — doch plötzlich sahen ihre Augen einen Namen, der in einer Ecke des Bildes angebracht war: Albert Menard.

Albert Menard! Sie wiederholte den Namen einmalig, während ihr eine feine Rote im Gesicht stieg. In dem Chaos der Gedanken, die auf sie einbrangen, hörte sie nur immer das eine heraus — seinen Namen — und das, daß sie nun den Maler finden könne.

Sie athmete tief auf. Es schien ihr mit einem Mal nun alles wieder so schön, so licht — die Zuckelien lagen im blauen Duft, fernhin glänzten die Wellen der See, die Dampfboote — und mit einem träumerischen Lächeln wandte sie sich um und ging langsam in die Stadt zurück ihrem Schicksal entgegen.

Der graue Mann.

Romanette von Eva Corvitus.

Sie saßen und tranken am Theetisch und sprachen nicht wie bei Henna von Liebe, sondern von — Geplenden. Der Frühjahrssturm brauste unheimlich im noch winterlich aussehenden Gutspar, im großen Wohnzimmer aber, wo im Kamin ein helles Feuer brannte, war es unheimlich behaglich. Eine Tante des Hauses, ein älliches Stoffschränke, erzählte Gespenstergeschichten: „In Audenthal“, sprach sie, „hört man oft um 12 Uhr Mittags eine unheimliche Karolle in den Gutsdof rollen. Vor der Freitreppe machen die Pferde halt, um gleich darauf wieder davonzuraufen. In Eisenbed zeigt sich, sobald der Tod eines der Familienmitglieder bevorsteht, ein gespenstlicher Reiter und die Sage vom Lindenhofer Mönch kennt hier in der Gegend ja jedes Kind.“

„Ammenmärchen“, brummt der alte Herr v. Döhlen, der mit seiner achtzigjährigen Tochter Jrmagard zum Besuch bei den Döhlen, den Verwandten seiner feigen Frau, weilte. Er war schlechter Laune heute, denn bei Sturm und Regen plagte ihn immer das Podagra.

„Reineswegs Ammenmärchen“, widersprach die Stiefschwester, „widerbracht die Stiefschwester.“

Der dicke Oberförster meinte gemüthlich: Na, sein kleines Hausgeheim hat ja fast ein jedes Rittergut unserer Provinz. Sie, lieber Döhlen, damit wandte er sich an den Hausherrn — haben Ihren grauen Mann?

Herr v. Döhlen nickte bestimmend und meinte dann behaglich: „Ja, aber gesehen habe ich ihn noch nicht.“

„Der graue Mann habe ich erst heute in Eurer Familienschonit gesehen, Onkel Eberhardt“, rief Jrmagard Wellhosen lebhaft. „Ich wollte in Eurem Blaubeuch nachsehen, wie alt die Urohrglocke, nach der ich getauft bin, geworden ist. Da las ich auch, daß der graue Mann der Geist des Ritters Meinhart v. Döhlen, der aus Eifersucht beim Zerschlagen seines liebsten Freund, den Junker von der Heide, erschlagen haben soll.“

„Von einem solchen Gespenst in Eurer Familie hat mir meine selige Frau nie etwas erzählt, lieber Eberhardt“, bemerkte Herr v. Döhlen misstrauisch. „Eine Frau konnte gewiß keine Anekdote gegen Gespenstergeschichten, erwiderte der Hausherr. „Ritter Meinhart“, fuhr er fort, „hat, so lautete die Ueberlieferung, im 16. Jahrhundert gelebt. Um seiner Leinwand willen muß seine arme Seele rastlos wandern. Von Zeit zu Zeit sieht sich der Geist des Ritters in grauem Bürgergewand bene, welchen binnen kurzer Zeit der Tod bevorsteht. Viele wollen ihn gesehen haben, die aber noch leben. So z. B. ein Studentamerad meines zweiten Sohnes, nachdem die jungen Herrn am Abend vorher in meinem Weinsteller ein bischen aufgemerkt hatten. Ich meine damals, daß der Herr Studentus das „graue Elend“ mit dem grauen Mann verwechselt habe. Zu weilen“, so heißt es in der Chronik, „schreiet der Geist Ritter Meinhart's in grauem Bürgergewand einher, dann wieder in lürenden Ritterrüstung. Weißt aber jetzt er sich in Schonenheit!“ — einer meiner Gärtnernachbarn wollte ihn gesehen haben, wie er aus dem Döhlen's heroverfrang. Der Bursche ist in der That

bad nachher am hfigen Fieber gestorben.“ Herr v. Wellhosen warf unwillkürlich einen Blick in den Kamin. — Er ärgerte sich, in ein Haus gekommen zu sein, wo man darauf gefaßt sein mußte, daß einem ein baldiger Tod verheißen wurde. Er liebte es aber gar nicht, an den Tod erinnert zu werden. In seinem ganzen Leben war er kaum ernstlich krank gewesen — das Podagra hatte sich jetzt als Altersbeschwerde bei ihm eingestellt. Er war hauptsächlich aus dem Grunde nach Döhlenhof gekommen, damit Jrmagard hier den jungen Doktor, der ihr in der Stadt, in welcher der alte Herr seine Renten verzehrte, den Hof machte, verzeihen sollte. Jrmagard war nach der Ansicht ihres Vaters, noch viel zu jung zum Heirathen — auch dänkte ihm der Doktor Lughau ein unwillkommener Schwiegersohn.

Jrmagard hatte sich gegen die Fahrt nach Döhlenhof gestäubt: die Verwandten der seligen Mama zu besuchen, dazu blieb ja noch im Sommer Zeit genug; Döhlenhof war doch ein einfaches Strandgut — und in der Stadt gab es jetzt nach Weihnachten allerhand gefellige Vergnügungen. Aber eben deshalb sollte Jrmagard — der Papa ließ sie, zu ihremummer, gar nicht mit reden. „Du verzeih, mein Kind, daß Deine Tante Döhlen aus zu ihrem Geburtstag eingeladen hat — wir haben, seit wir nach N. übergesiedelt sind, Döhlen noch keinen Besuch gemacht. Du wirst Dich schon auf dem Lande amüßigen. Es gibt Jagd auf wilde Schwäne in Döhlenhof, zu der eine Menge Teilnehmer geladen sind und am Abend findet ein Ball statt. Die Gänge nachbarhaft wird verarmt sein.“

Die Stiefschwester ist im Begriff, wiederum eine Gespenstergeschichte zu beginnen, als die Hausglocke heftig gezogen wird. Die Damen sahen unwillkürlich erschrocken empor. „Das kommt von den Spulgeschichten, man wird nichts“, rief Wellhosen ärgert. „Es wird Dr. Lughau sein“, bemerkte die Frau vom Hause, „mein Mann hat ihn zur Jagd morgen eingeladen.“

Jrmagard hübsches Gesichtchen ist plötzlich wie in Purpur getaucht, während ihr Vater innerlich total aus dem Häuschen geräth. Die Fahrt hierher war ja nun verfehlt. Ja, das Letzte würde nun erst recht seinen Lauf nehmen. Herr v. Döhlen trat in Begleitung eines sehr sympatischen und geistreich aussehenden jungen Mann ein, den er seinen Gästen als Dr. Lughau, den Sohn eines alten Studentenfreundes vorstellte. Mit dem Eintritt des jungen Mannes geriechen die Gespenstergeschichten in den Hintergrund. Herr Wellhosen mußte es aber im Laufe des Abends ruhig mitansehen, wie der Doktor sich Jrmagard widmete und wie die beiden ein Welliebliches miteinander agten. Am folgenden Morgen hatte sich das Podagra und die böse Laune des alten Herrn noch verschlimmert. Er lag stöhnend in seinem Logirzimmer auf der Schlafzelle und wollte es seiner Tochter allen Entschuldigungen, mit dem Doktor ein Wort zu reden. Da eilte Jrmagard heftigem Widerspruch fast weinend aus dem Zimmer, dem Vater seinen Schmerz und seinen Grillen überlassend. Herr v. Wellhosen langweilte sich, nicht einmal eine Zeitung hat er bei der Hand. Im Hause sind alle mit Vorbereitungen zu der heute Abend stattfindenden Festlichkeit beschäftigt. Jrmagard, die Barententochter, doch natürlich. Der alte Herr studirt resignirt die seltsamen Figuren, die den japanischen Wandschirm, der vor seiner Schlafzelle steht, schmückt. Allmählich thum ihm beim Anblick der bunten Malerei die Augen weh. Die große Stille im Gemach, das mitais von den Gesellschaftsräumen liegt, schläfert ihn ein. Da — halb wie im Traum — vernimmt er ein Geräusch im Gemach — er öffnet schlafträumen die Augen — was er sieht, läßt das Blut in seinen Adern fließen — er will laut aufschreien, aber die Zunge klebt ihm am Gaumen — vor einem Wandschirmtänzer, seitlich von der Schlafzelle steht der graue Mann! Er scheint direkt aus der Mauer heranzugelüpfelt zu sein. Diesmal hat er die Größe eines etwa fidebenährigen Kindes erreicht. Sein großer grauer Bart walt bis an seinen Gürtel, die Kapuze seiner Wüsterhülle hat er über die buschigen Brauen herabgezogen. Er sieht mich nach irgend etwas im Wandschirmt — endlich sieht er einen glänzenden runden Gegenstand aus der Tiefe der Mauer hervor und gleitet dann lautlos vor sich Thür hinaus.

Der alte Herr knieft sich kräftig in den Arm, um sich davon zu überzeugen, daß er nicht träume. Als gleich darauf Jrmagard ihrem Vater eigenhändig das zweite Frühstück bringt, findet sie ihn zu ihrer großen Ueberraschung ganz wech gestimmt. Aber sein Appetit ist ihm abhanden gekommen. Jrmagard muß ihm das letzte Frühstück förmlich aufzwingen.

„Denke nur, Jrmagard“, sagte er mit leidendem Miene, „wie einjam Du dastehen wirst, wenn ich nicht mehr da bin. Niemand von uns Menschen weiß ja genau, wie weit er noch

von der Schwelle des Todes entfernt ist.“ Der arme Papa scheint wirklich recht krank zu sein“, denkt Jrmagard und bittet: „Ich rede doch nicht vom Tode, Papachen.“

„Doch, mein Kind, es ist sogar sehr gut, wenn man an sein Ende gemahnt wird und Zeit gewinnt, sein Haus zu bestellen. Du weißt, mein Liebling, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt. Ich leide ja allerdings keine großen Veränderungen in unserem Familienleben und leide zuweilen auch an vielleicht — ich will es zugeben — grundlosen Antipathien, aber Dir zu Liebe, mein Kind, bringe ich auch gern ein Opfer — bisher fand ich allerdings, daß Du zum Heirathen noch zu jung wäirst — wenn Du aber den Doktor Lughau wirklich so sehr lieb hast, dann —“

Jrmagard läßt ihren Vater garnicht ausreden — in einem Altem lachend und weinend, umfaßt sie ihn stürmisch. Gegen Abend lassen die Scherzgen im tranten Bein nach und Herr v. Wellhosen kumpelt in den großen Saal, in dem sich zu Frau von Döhlen's Geburtstagfeier eine größere Gesellschaft versammelt hat. Die Jugend harri ungeduldig des Augenblicks, wo der Tanz beginnen würde. Aber es scheint, als ob vorerst noch etwas Anderes stattfinden sollte, denn die Stiefschwester eilt in rauschender Seidenhülle auf geschlossenen Saalthüre herbei sich ein Gespieler. Endlich nimmt die Schwioger Tochter des Hauses, die mit ihren Kindern heute Morgen eingetroffen war, am Flügel Platz und intonirt eine Polonaise. Die Thür des Saales öffnet sich und herein schreiten sieben graue Männer, genau so aussehend, wie der in Herrn v. Wellhosen's Logirzimmer dem Wandschirmtänzer entzogene Geist des Ritters.

Beim Anblick der sieben Zwerge aus der Schneewittchenage, welche sich sehr bald als die Döhlen'schen Großväter und ein paar Nachbarnstinder entpuppen, fällt es Herrn von Wellhosen wie Schuppen von den Augen, besonders als auch Schneewittchen auf der Bildfläche erscheint, um im Festspiel zu Ehren des Geburtstagsfestes mitzuwirken. Als die Verfasserin der anspruchsvollen Verse bemerkte sich nach reichlich geerntetem Beifall die Tante Stiefschwester, die mehr kann, als Gespenstergeschichten erzählen. Jrmagard sieht sehr lieblich aus im Kostüm als Märchenprinzessin; die Krone aus Goldblech, die sie im offenen Haar trägt, hat, so dünkt es ihrem Vater, eine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem glänzenden Gegenstand, den das vermeintliche Hausgeheim dem Wandschirmtänzer entnommen. Vermuthlich würden dort allerlei Ueberflüsse in Mastenherzen aufkubaren — heute Vormittag hatte man Kostümprobe gehalten, und einer der sieben Zwerge wurde nach der im Wandschirmtänzer verfertigten Schneewittchenkrone gefasst, wobei ihm von der Stiefschwester angestraft worden war, „recht leise ausgeführt zu werden, um den kranken Großvater nicht zu stören.“

Das kommt davon, wenn man sich einbildet, den „grauen Mann“ als Vorbote eines nahen Todes zu erblicken, das Grauthier ist man dann selber“, dachte Herr von Wellhosen, als bald darauf Dr. Lughau um Jrmagard anhielt. Aber ihm blieb nun nichts Anderes übrig, als seinen Segen zu erteilen. Jrmagard ahnte nicht, wenn sie die rasche Einwilligung ihres Vaters verdante — erst auf dem Tauffeste seines ersten Enkels, nach der Champagnerbowle, gab der alte Herr sein Erlebnis mit dem grauen Mann einem dankbaren Publikum zum Besten.

Recht abgeholfen.

Herr Salomon Lichtblau hatte in Referirlich ein großes Geschäft, und alle Welt hielt ihn für sehr reich, so daß er es zuletzt selber glaubte. Da konnte er es allein nicht mehr zwingen und nahm sich einen Buchhalter. Dieser fand keine Bücher vor und wollte alles in Ordnung bringen. Nachdem er neue Bücher angelegt und eine genaue Inventur aufgenommen, kommt er zu seiner Ober:

„Herr Lichtblau, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Sie sind ja insolvent.“ „Wie heißt insolvent? Ist denn kein Geld da?“

„Das schon, aber die Passiven übersteigen die Aktiven!“ Lichtblau kommt zu seiner Gattin: „Sarachleben, dent Dir, der Buchhalter sagt, wie sein insolvent. Ich hab' mich gehalten für einen reichen Mann, — das überleb' ich nicht, ich schick' mich zu Tod!“

„Mit wirtlich Dich todtschicken. Jetzt ist die Zeit, wo Du pflegst zu geh'n in's Kaffeehaus, geh' nur unbedünnter und sag' kein Menschen nit, spieh' ruhig Deine Partie wie immer, es wird alles wieder gut!“

Was dem Leben eines Bogabunden.



Es sieht der Bursch in die Welt, Sie geben ihm das Geleite. (Uhländ.)

— Vorschlag zur Güte. Herr: Wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen, so rufe ich augenblicklich und lasse Sie hinauswerfen! Hausfrau: Geben Sie mir die Gährt, von dem, was der Dienstmann toft, und ich geh' von selbst!



„Jetzt hab' ich aber einen erwischt; der sieht genau so aus, wie der Betrüger, den Sie suchen — bloß daß er kein Glasauge hat!“ „Das is aber schade!“

— Der erste Zweifel. Junge Dame: Sonderbar, sonst waren Egoar's Briefe immer vier eng beschriebene Seiten lang, jetzt schreibt er kaum zwei und so weit auseinander; da soll ich wahrscheinlich zwischen den Zeilen lesen, daß er mich nicht mehr mag.“



„Wo bleibt denn der Zins, Herr Doktor? Sie lassen sich ja gar nicht sehen!“ „Hab' ich Ihnen nicht gleich gesagt: Ich bin ein ruhiger Miether — Sie hören und sehen nichts von mir!“

— Drahtlicher Beweis. Richter: Wissen Sie genau, daß es zehn Minuten vor drei war, als Sie in der betreffenden Nacht nach Hause kamen? Zeuge: Natürlich, meine Frau hat mir j. mit der Uhr in der Hand die Hausthür geöffnet!



„So geht's, Frau Müller; neulich habe ich Ihnen den Schirm geliehen und heute habe ich nun selbst keinen.“ „Ach Gott, ich hätte ihn ja schon längst wieder gebracht, — wenn's nur nicht immer so geregnet hätte.“

— Division und Multiplication. Pensionär: Sie können ein Kuhn mit mathematischer Genauigkeit theilen, Frau Kaufmann's. Pensionärin: Das theilen ist leicht genug; ich wollte, ich könnte es multiplizieren!

— Verschnappt. Kellnerin: Sie gleichen auf's Haar einem Herrn, der mir mal mit fünf Mark durchgegangen ist; besonders der blonde Epibart. Gast: Das sehen Sie, daß Sie sich irren, Fräulein; damals trug ich einen Vollbart!

— Sereniffimus als Kunsterenner. Sereniffimus, nach dem Besuch der Gemäldergalerie zum Vorsthan: „Ach, hat mir ganz gut gefallen, Gallerie da, ah, nur mehr sauber halten, einzelne Dinger da, wie z. B. ah, Rembrandt da vorn, ganz dunkelschwarz, pulben lassen, lieber Vorsthan, ah, ja?“